

Die Falte

Autor(en): **Jacobowski, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

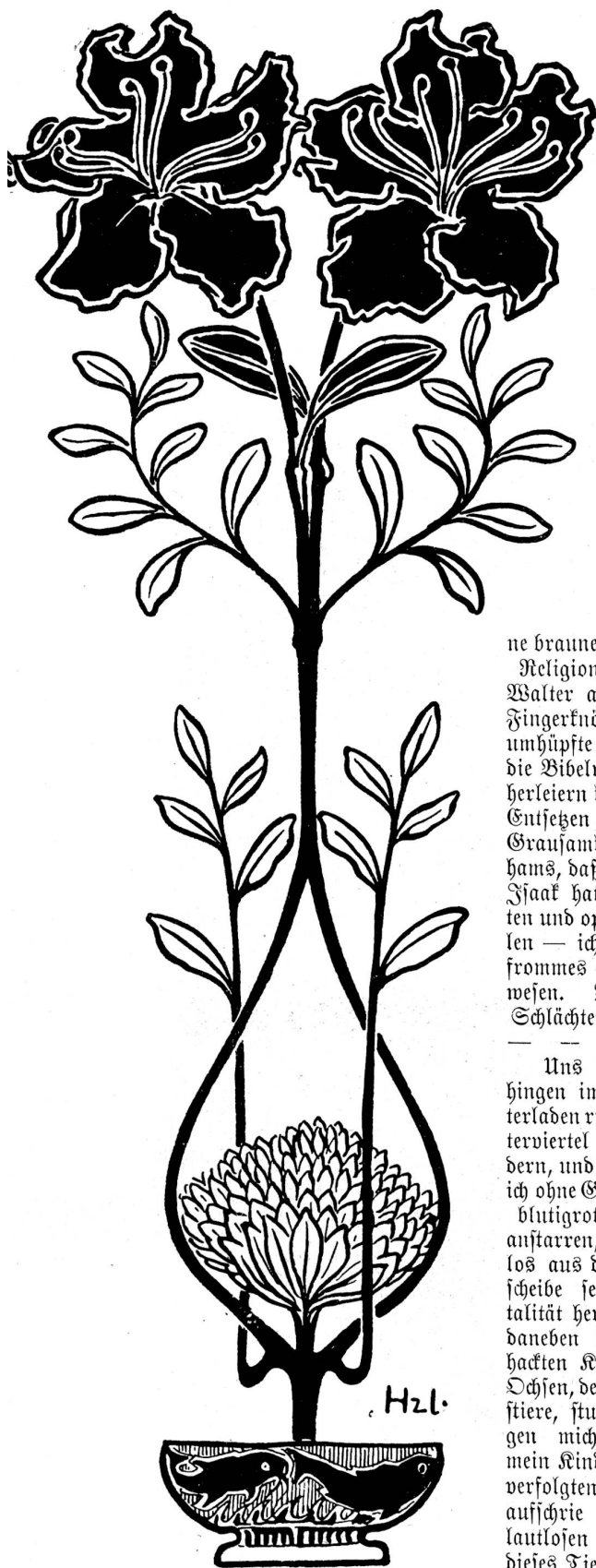
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Falte.

Von Ludwig Jacobowski, Berlin.



Ich bin ein frommes Kind gewesen. Wocht' ich auch nicht die hergebrachten Psalmenfäße auswendig lernen, that es mir auch ängstlich weh, wenn der vierkantige gedrunge-

ne braune Stock des Religionslehrers Walter auf meinen Fingerringen herumhüpfte, weil ich die Bibelverse nicht herleiern konnte vor Entsetzen über die Grausamkeit Abrahams, daß er seinen Jsaak hatte schlachten und opfern wollen — ich war ein frommes Kind gewesen. Nur jene Schlächtergeschichte

Uns gegenüber hingen im Schlächterladen riesige Hinterviertel von Kindern, und nie konnte ich ohne Grauen das blutigrote Fleisch anstarren, das tonlos aus der Glascheibe seine Brutalität herausschrie, daneben den abgehackten Kopf eines Ochsen, dessen blöde, stumpe Augen mich bis in mein Kinderzimmer verfolgten, daß ich aufschrie vor dem lautlosen Jammer dieses Tierblicks.

Nein, Schlächter konnten keine guten Menschen sein. Und weit im Bogen schlich ich vorbei, wenn der Henker der Tiere breitbeinig vor der Thür seines Ladens stand, die weiße, gestraffte Schürze über dem plumpen, gewölbten Bauch; das Schärfeisen klirrte dann gegen das rechte Bein und die roten, blutroten üppig gerundeten Hände strichen die Schürze glatt in unendlich gesättigtem Behagen. Immer hing mein furchtsamer Blick an seinen Augen. Und grell und rot schien es herauszuleuchten, und wenn er um sich sah, dachte ich, er würde jetzt mitten hineingreifen in die Herde der Kinder und Frauen, die vor dem Laden schwärmten, und . . .

So kam es, daß ich nie dem Erzwater Abraham liebe Gedanken weihen konnte. Er hatte Schlächterinstinkte. Und selbst wenn er es Gott zu Gefallen that, — ich zitterte vor Bängnis und Entrüstung — Gott konnte kein Freund der Schlächter sein!

Und ich war doch fromm. Fromm, wenn ich am Krankenbette der Mutter saß und ihre abgewerkte magere Hand strich und kein armseliges Wort herausbringen konnte vor überhastiger Empfindung und sprechschwerer Zunge. Fromm, wenn ich an der Kirche vorbeiging und der Abend seine grauen Spinnweben um Haus und Garten, Himmel und Erde wob. Dann lehnte ich das horchende Ohr an das kalte Gemäuer, um den Engelsgefang der Mädchenstimmen einzuschlüpfen mit der endlosen Gier der jungen Seele, die vor den Wundern des Herrn erzitterte. Dann schien das klanglose Gestein der roten Mauer mitzuklingen, mein Ohr bebte mit, und die Tonwellen wankten und taumelten jauchzend mir ins beseligte Herz, daß ich nahe fühlte den Herrn der Heerscharen, den Herrn Zebaoth.

Was weiß ich heute vom Herrn der Heerscharen?

Weil er kein Herr der Heerscharen auf Erden war, habe ich ihn vergessen. Und mein kluger Kopf hat ihn ausgelöscht und sich selbst auf seinen Thron gesetzt. Frech und vermessen, breit und höhnisch steht meine kalte Vernunft auf seinem Thron, und wenn wie aus Nebeln und Dampf verschämtes Jugendgedenken emporsteigt, bringe ich es um wie einen Verräter. Ich laß ihm das Haupt abhacken, den Körper vierteilen und in den Strom des Vergessens versenken. Ich habe meinen Glauben hingeschlachtet.

Ja, ich hasse die Schlächter nicht mehr. Sie haben ein reinlich und rotes Handwerk. Nein, nicht Handwerk. Sie sind Künstler, und ich liebe ihre Kunst, nicht wie ein Stümper, sondern wie ein ganzer, echter Könnner.

Doch gestern bin ich wieder fromm gewesen, ich, der schon darauf warte, ob nicht ein graues Haar sich durch meine schwarzen Locken drängt. Und niemand war schuld als du.

Breit und goldig dehnte sich der Platz vor der St. Annen-Kirche aus. Ueber den schwarzen Dächern schoß die rote Sonne, kletterte blitzschnell die ehenen steilen Wände hinab und glitt warm und hell über die Granitsteine der glatten Straße. Und wir gingen dahin, Arm leise

an Arm geschmiegt, manchmal Hand in Hand, wenn es niemand sah, mitten hinein in das rauschende Gewühl sonntäglich gepukter Menschen, an lärmenden Kindern vorüber, die sich jagten, an kleinen Mädchen, die ihre steifbreiten Schürzen mit offenem Mund anstauten, an jungen Soldaten, deren Helme extra blank glitzerten über den gebräunten Stirnen und den lustigen, lachenden Blicken. Und Damen in hellen Gewändern wandelten an uns vorüber, Mütter mit strengen, hungrigen Blicken, Männer mit stumpfen Mienen und steifen Stehfragen.

Nun hallten die Glocken schwer und die Lüfte erschütternd über uns dahin. Ich fühlte das Wallen der Luft mit geschärftem Ohr und stand still und hob den Blick. Oben glitzerte die grünliche Kuppel im blanken

Sonnenschein, und darüber rechte sich das stolze Kreuz erhaben in die einsame Luft der Höhe.

„Ich gehe jetzt zur Kirche!“ Sie hob den blonden Kopf, und aus dem schmalen Gesicht mit dem treuen, warmen Mädchenblick las ich eine stumme Frage.

Ich lächelte.

„Wenn ich auch nicht deines Glaubens bin, so bin ich doch deines Gottes. Und ich gehe mit dir.“

Das klang wunderbar, fast biblisch. Der Klang der ehernen Glocken mußte meine Seele berührt haben. Und ich hörte wieder seltsame Töne um mich, als schrien und sprächen die Donnerschläge der Kirche allein für mein glaubensleeres, gottloses Herz. Und im Schweigen, mit halbgeschlossenen Augen, ging ich neben ihr



Die Steiger-Kapelle im Münster zu Bern, am 5. März 1898. Phot. S. Bässler, Bern.

dahin. Zaghaft schritt sie mir zur Seite. Und unbekannt, als wäre ihre Liebe zu mir ein leises Verbrechen vor Gott ihrem Herrn, ließ sie einen winzigen Zwischenraum zwischen uns. Die Maiensonne konnte jetzt zwischen uns hindurchwehen, eine unsichtbare Mauer konnte sich zwischen uns aufrecken, und sie allein hätte es verschuldet. Sie fürchtete sich, sie schämte sich vor Gott.

Nun standen wir hoch oben in der Galerie der katholischen Kirche.

Wie fremdartig . . .

Sie bekreuzte sich. Sie kniete hin. Sie erhob sich wieder. Sie murmelte. Sie betete. Mit ihren dunkelroten, vollen Lippen, die schmal erschienen unter dem geheimen Wucht ihres lautlosen Gebetes.

Da überfiel mich eine unendliche Hilflosigkeit.

Von ihren Gebräuchen wußte ich nichts, von ihren Gebeten hörte ich nichts, der Klang des Priester Mundes unter uns drang kaum in mein Ohr. Nur die Lichter, die durch die bunten Fenster glitten, sah mein träumendes Auge, die roten, leuchtenden, brennenden, tiefwarmen, Flammen, die erhebenden, freundlichen, mitleidigen, seligen blauen Fenster und die harten, schreienden, stumpfen, gelben Töne.

Und ich höre nichts. Keinen Ton, keinen Laut.

Nur stumme Welt um mich herum, unendliche Stille, unübersehbare Wüste, ewiges Schweigen.

Und immer hilfloser wird mir zu Sinn. Und unendliche Sehnsucht steigt in mir auf und Bangen und wieder Sehnsucht. Nach einer Hand, die ich umfassen,

nach einer Brust, an die ich mein Haupt legen, nach einem Arm, den ich umfassen kann.

Und langsam wie tastend strecke ich die Rechte aus, vorsichtig, in bangem Zittern vor einem Geräusch, und taste, taste . . .

Wie kalt die Wand, schlüpfrig, grausig kalt.

Und weiter taste ich . . . vorsichtig. Ah . . .

Ein leises Rauschen wie von einem Kleide, unhörbar für alle, hörbar nur für meine hilflose Seele und mein dürstendes Ohr.

Und nun hab' ich sie und halte sie, die Falte ihres Kleides, und will sie festhalten hier in meiner Not und Fährde.

O süßes Glück!

Ich fühle sie, ich fühle Dich. Und langsam steigt es heiß in mir auf. Aus der Falte in die kalten, zitternden Finger, langsam und langsam bis gerade in mein Herz. Und nun höre ich ein seltsames Tönen und Singen durch die Stille, Mädchenstimmen jauchzen so süß und selig, Donnerworte drängen sich heraus aus eifrigem Priester Mund und hoch oben schweben sie dahin, als wollten sie die Wände durchbrechen und am Kreuz des Ewigen emporflattern zum alleinigen Gott.

Die ganze Welt tönt und jubelt zu Gott empor, und mit hilflosen Lippen stammle ich mit die frommen Worte, die an mein Ohr schlagen, und fühle des Herzens tiefste Tiefen beben vor der Donnergewalt des allmächtigen Herrn.

Ich bin wieder fromm geworden.

Die Steiger-Kapelle im Münster zu Bern

am 5. März 1898. *)

Photogr. Aufnahmen von S. Böiger, Bern.

Ein in aller Stille vorübergegangener, in der Publizistik fast gar nicht erwähnter Teil der bernischen Hundertjahrfeier der Märztag von 1798 war die Dekoration der Steiger-Kapelle, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts dem Gedächtnis der Opfer jener schweren Zeit gewidmet ist.

Es ist die letzte der Seitenskapellen auf der Nordseite des Münsters. Als Verlängerung des nördlichen Seitenschiffs begleitet sie den in das Mittelschiff vorspringenden Chor, ist mit zwei zierlichen Sternengewölben bedeckt und durch eine kleine Thür mit dem Chor verbunden. Im Grunde derselben unter dem östlichen Fenster steht das Epitaphium des letzten Schultheißen des alten Bern, N. F. v. Steiger. Es ist aus schwarzem Marmor gehauen, mit alabastrernen Zierraten geschmückt, welche die Embleme der Republik und seiner Staatswürden, sowie des schwarzen und roten Adlersordens, die der Gefeierte von Friedrich dem Großen erhielt, darstellen, und enthält in goldenen Buchstaben eine Inschrift, welche nebst seinen Würden seinen Geburtstag, 17. Mai 1729, seinen Todes- und Begräbnistag zu Augsburg, 3. u. 7. Dezember 1799 angibt, die unbegrenzte Verehrung für seinen Patriotismus und die Unvergänglichkeit seines Andenkens ausdrückt mit dem Wunsche, sein Geist möge in seinen Mitbürgern fortleben. Endlich stehen noch auf dem Sarkophag selbst die Umstände der Uebersiedlung seiner Asche in die Hauptkirche seiner Vaterstadt auf Anordnung des Berner Magistrats verzeichnet, nebst dem Datum der Beisetzung an dieser Stelle, 17. April 1805.

Rechts und links von diesem Monumente befinden sich an den Seitenwänden der Kapelle je zu dreien, sechs hohe Gedenktafeln von schwarzem Marmor mit der vergoldeten Ueberschrift auf jeder derselben: „Dem Andenken der im Unglücksjahr

1798 für das Vaterland Gefallenen“, worauf in dichtgedrängten Reihen die Namen von 19 Offizieren, 683 Unteroffizieren und Soldaten der bernischen Armee und zweier Frauen eingegraben sind.

Die Mitte der Kapelle endlich nimmt die Marmorgruppe der Pieta ein, welche der Berner Bildhauer, Karl Emanuel Tschärner vom Lohn (1791–1873) geschaffen und 1870 als das „Bild des größten aller Opfer“, dem Andenken der gefallenen Kämpfer gewidmet hat. Das Ganze macht in seiner protestantischen Einfachheit auch zu gewöhnlichen Zeiten einen ergreifenden Eindruck, den der Beschauer nicht leicht vergißt.

Auf den 5. März aber hatte der kunstverständige Kirchmeister der Stadt Bern, Notar R. Howald, dessen Energie wir den Ausbau des Münsters und manches andere edle kirchliche Werk verdanken, diese Kapelle mit Rat und Unterstützung der Herren Architekt Ed. Davinet und Tapezierer N. Müller in einer Weise geschmückt, wie sie einer so ernsten Sache nicht angemessener hätte sein können. Die Wände waren mit tiefrotem, in Falten gelegtem Stoffe bekleidet, aus dem sich die schwarzen, mit Vorbeerkränzen und Palmzweigen gezierten Gedenktafeln wirkungsvoll abhoben. Ueber den Zugang und als Abschluß der Wände schlangen sich schwarze, weiß umsäumte Festons; dazwischen hingen verblichene und zerrissene, schwarzrot-geflammete Fahnen, deren Hauptgruppe (u. a. diejenige des Regiments Jostingen enthaltend), um das Denkmal Steigers vereinigt war. Vom Schlußfenster war nur die große gemalte Scheibe mit dem

*) Mehrfach geäußerten Wünschen zufolge schalten wir an dieser Stelle noch eine weitere Aufnahme aus der Centenarfeier für 1798 ein, auf welcher u. a. das Porträt des Schultheißen v. Steiger sichtbar ist. Die Abb.